

ZUM HEUTIGEN ANTIKRIEGSTAG: RUSSEN AUF FRIEDHOF IN HEPSTEDT BEKOMMEN IDENTITÄT ZURÜCK

Die fünf toten Männer im Wald

Ronald Sperling entdeckt auf einem Spaziergang im Hepstedter Wald die Grabstätte von fünf Männern. Den „Russenfriedhof“, wie die Einheimischen sagen, stellt Nachforschungen an. Und hat Erfolg. 71 Jahre nach ihrem Tod bekommen vier der fünf Toten ihre Identität zurück.

VON IRENE NIEHAUS

Ronald Sperling ist gerne in der Natur unterwegs. Als der 46-Jährige zu einer kleinen Wanderung in den Ummel, den großen Staatsforst, aufbricht, wohnt er noch nicht lange in Hepstedt. Mit seiner Freundin mietet er seit einiger Zeit ein Holzhaus, in dem das Paar mit seiner Hündin Motte lebt. Die drei spazieren durch die Landschaft, bleiben immer mal wieder stehen, gehen weiter. Vor der Kurve zum Freibad biegen sie rechts in einen Feldweg ab und durchstreifen den Mischwald mit seinen Birken, Kiefern und Lärchen. Plötzlich steht Sperling vor einem Zaun, hinter dem er ein steinernes Kreuz und fünf gepflegte Gräber sieht. Neben ihnen ein Baum, an dessen Fuß Efeu rankt. „Fünf unbekannte russische Soldaten“, liest er. Er wundert sich, in dieser Gegend auf die Grabstätte zu stoßen, obwohl er weiß, dass Kriegsgefangenen-Friedhöfe nicht ungewöhnlich sind für das Elbe-Weser-Dreieck. „Ich habe gestaunt“, erinnert sich Sperling. Die Worte des Sozialwissenschaftlers wirken wohl überlegt.

„Niemand wusste etwas Genaueres“

Wieder zu Hause will er mehr erfahren und fängt an zu forschen. Es trifft sich gut, dass er zu dieser Zeit als Archivar für die Dokumentationsstätte in Sandbostel arbeitet. Er recherchiert über das Schicksal russischer Kriegsgefangener, die in Zeven zu Tode kamen. Er besucht Archive, blättert in Akten, kopiert, notiert. Fortan hat er bei seinen Untersuchungen auch die Toten im Hepstedter Wald im Kopf. Wer sind sie? Wie heißen sie? Sperling fragt auch Dorfbewohner. „Niemand wusste etwas Genaueres über die toten sowjetischen Kriegsgefangenen.“ Er lässt nicht locker. Schließlich nimmt er Kontakt auf zur Dokumentationsstelle Dresden. Die ermittelt in ihrer Datenbank und schickt dem Hepstedter nach nur zwei Wochen die ersehnten Informationen: die Namen von vier der fünf im Ummel bestatteten Männer.

Am 2. Oktober 1941 ergibt sich Sergej Komow der deutschen Wehrmacht. Sie nimmt ihn im russischen Bryansk, 400 Kilometer südlich von Moskau, gefangen. Eine Woche zuvor ist der blonde Soldat aus der Gegend um Kalinin 39 Jahre alt geworden. Wie Vieh trottet er nun mit seinen Kameraden viele, viele Kilometer aus dem Frontgebiet gen Westen. In Güterwaggons bringt man ihn und die anderen Gefangenen nach Deutschland, fast wahnhaft vor Hunger. Viele überleben die Odyssee und den Transport nicht. Als Komow am 9. November mit anderen sowjetischen Soldaten Sandbostel erreicht, trägt er wohl halbe Lumpen, die Schuhe des 1,70 Meter großen Mannes sind kaputt. Er ist völlig ausgezehrt. Viele der Ankommenen wirken wie halbtot. Manche können kaum gehen. Soldaten prügeln sie vorwärts. Die Russen stützen sich gegenseitig. Etliche der „wandernden Skelette“ schielen, haben keine Kraft mehr, die Augen anzupassen. Komow wird bei seiner Ankunft gegen Pocken und Typhus geimpft. Bei der Registrierung gibt er als Beruf „Schuster“ an, viele andere nen-



Ronald Sperling steht am Grab von fünf Männern, die als Kriegsgefangene im Jahr 1941 Zwangsarbeit im Staatsforst Ummel leisten mussten. 71 Jahre lang war ihre Identität ungeklärt, jetzt konnte Sperling vier der fünf Namen ermitteln lassen. FOTOS: HENNING HASSELBERG

nen sich „Bauer“. In der Roten Armee waren sie einfache Soldaten. Die Deutschen schicken ihn mit 49 russischen und anderen Gefangenen schon nach vier Tagen, am 13. November, nach Hepstedt. Zur Zwangsarbeit im Wald. Eine weitere Gruppe Kriegsgefangener hebt die Fischteiche im Ummel aus und verlegt Kopfsteinpflaster, unter ihnen Russen und Jugoslawen. Auch auf den Feldern arbeiten Gefangene. Kalt ist es im November. Die kahl geschorenen Russen sind traurige Gestalten mit vor Hunger aufgeschwemmten Gesichtern. Die erschöpften Männer kauen am Mantelkragen, ihre Augen und Nase triefen unentwegt. Schon fünf Tage nach der

Ankunft der ersten russischen Kriegsgefangenen in Hepstedt schickt der Bürgermeister der Gemeinde dem Landrat ein Schreiben. Er will wissen, ob in den umliegenden Orten bereits Friedhöfe für ausländische Soldaten eingerichtet worden seien. Denn stündlich könnten unter den Gefangenen Todesfälle eintreten, teilt er mit. Gut 14 Tage später wendet sich der Bürgermeister erneut an den Landrat. Er bittet um die Genehmigung, in der Gemarkung Hepstedt einen Begräbnisplatz anlegen zu dürfen.

Bei schlechter Kost leisten Komow und seine geschwächten russischen Kameraden Schwerstarbeit. Es kommt vor, dass Wachpersonal die Lebensmittel, die für die

Gefangenen bestimmt sind, stiehlt. Auch Decken und andere Lagergegenstände lassen die Bewacher mitgehen. Solche Zustände rufen ein gutes halbes Jahr später die Forstverwaltung auf den Plan. Sie kritisiert – vielleicht aus eigenem Interesse, vielleicht aus Menschlichkeit – die Diebstähle und fordert vergeblich Zugang zum Lager.

Nur zwei Monate nach seiner Gefangennahme, am 8. Dezember 1941, stirbt Sergej Komow. Sein Kamerad Nikolaj Grigorew ist da schon seit 16 Tagen tot. Der Soldat aus Rostow ist gerade einmal 31 Jahre alt geworden. Zwei Tage vor Heiligabend 1941 verliert Iwan Grigorew, 1905 in der Region Kalinin geboren, im Ummel sein Leben. Gut einen Monat später kann auch der 29-jährige Jegor Wachtin, der in der Region Woronesch aufgewachsen ist, dem elendigen Arbeitslager nicht lebend enttrinnen. Woran sind sie gestorben? Unter den Einheimischen halten sich hartnäckig Gerüchte um den gewaltsamen Tod zumindest eines russischen Waldarbeiters. Er habe Steckrüben stehlen wollen. Und weil er die warnende Aufforderung seines bewaffneten Bewachers nicht habe verstehen können, sei er mit einem Genickschuss niedergestreckt worden. Auch habe er sein Grab selber ausheben müssen. Andere meinen sich an Aussagen von Dorfbewohnern erinnern zu können, dass einer der im Ummel Bestatteten bei Holzfällarbeiten ums Leben gekommen ist. „Die Leute sprechen nicht gerne über die Toten“, sagt ein Hepstedter.

Niemand wird wohl jemals die Wahrheit um den Tod der Männer ergründen können. Ronald Sperling glaubt, dass die schwächlichen Russen im harten Winter 1941 an den Folgen von Hunger und Krank-



Drei sowjetische Kriegsgefangene stützen sich bei ihrer Ankunft in Sandbostel gegenseitig. Sie wurden vom Wachpersonal mit der Reitpeitsche misshandelt. FOTO: STIFTUNG LAGER SANDBOSTEL

Personalkarten mit Fingerabdruck

Daten lange Zeit nicht zugänglich

Die Namen der vier im Hepstedter Ummel bestatteten Männer sind den Personalkarten der Wehrmacht zu entnehmen. Ein Fingerabdruck ist auf dem Schriftstück zu erkennen, die Porträt-Fotos fehlen. Dass tatsächlich sie es sind, die da im Ummel liegen, nimmt Sozialwissenschaftler Ronald Sperling „mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit“ an. „Die Personalkarten sind sehr korrekt geführt worden.“

Die britische Armee hat Anfang Mai 1945 die sowjetischen Überlebenden und die Personalkarten der Toten an die sowjetische Armee übergeben. Der militärische Geheimdienst Stalins untersuchte die Unterlagen und lagerte sie nach Kriegsende 1945 in seinen Archiven ein, ohne die Angehörigen zu benachrichtigen. Erst seit 1990 sind die Daten Historikern zugänglich, seit 2007 können Angehörige die Karten im Internet einsehen. Sie werden zurzeit vom Historikerteam der Gedenkstätte Lager Sandbostel erforscht.

Sozialwissenschaftler Ronald Sperling erhielt die Namen von vier im Ummel bestatteten Männern von der Dokumentationsstelle Dresden. Sie ist eine Einrichtung der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewalt Herrschaft. Ihre Forschung bezieht sich auf den bundesdeutschen sowie teilweise internationalen Bereich. Nähere Informationen gibt es unter der Internetadresse www.dokst.de.

Brot aus Strohmehl und Sägespänen

Russische Kriegsgefangene standen in der Lager-Hierarchie ganz unten

Nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 kommen die ersten sowjetischen Kriegsgefangenen Ende Oktober nach Sandbostel ins Stammlager (Stalag) X B. Die meisten der Gefangenen anderer Nationalität können hoffen, bald in die Heimat zurückzukehren. Väter von großen Familien oder Schwerkranken bleiben tatsächlich meist nicht lange im Lager. Doch für sowjetische Kriegsgefangene gilt das nicht. „Der Bolschewismus ist der Todfeind des nationalsozialistischen Deutschland... Dadurch hat der bolschewistische Soldat jeden Anspruch auf Behandlung als ehrenhafter Soldat nach dem Genfer Abkommen verloren“, heißt es am 8. September 1941 in einer Anordnung des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht.

Im Lager Sandbostel gibt es eine von den Deutschen gewollte Hierarchie unter den Gefangenen. An der Spitze stehen Amerikaner und Briten, gefolgt von den Franzosen und Belgiern, hinter ihnen Serben und Griechen. Ganz am Ende dieser Hierarchie stehen die Polen, Italiener und dann die sowjetischen Gefangenen, so die Dokumentationsstätte Sandbostel. Auch die Russen werden erbarmungslos ausgebeutet. Wer nicht an Krankheiten stirbt, verliert durch Hunger und Entkräftung sein Leben. Viele von ihnen werden erschlagen oder erschossen, weil sie, getrieben durch ihren immerwährenden Hunger, Diebstähle begangen haben (sollen).

Das Oberkommando der Wehrmacht

schreibt für die Russen im Jahr 1941 Hungerrationen vor: 100 Gramm „Russenbrot“ pro Tag, ein Brot, das meist zu 40 Prozent aus Strohmehl und Sägespänen besteht. Dazu nur eine Kartoffel und ein Liter Wasserteig und Tee. Hilfspakete des internationalen Roten Kreuzes, wie für die anderen Nationen, gibt es für sowjetische Kriegsgefangene nicht.

Die Franzosen sind in Hepstedt in der Gaststätte Rügen einquartiert. Sie können sich später weitgehend frei im Ort bewegen. Die Russen sind untergebracht in einem mit Stacheldraht eingezäunten und vergitterten Stall mitten im Ort. Der Franzose Remy soll für sie gekocht haben. Für die Männer, die im Wald schufteten, hat die Forstverwaltung nach Ronald Sperlings



Russische Kriegsgefangene gehen ins Lager Sandbostel. FOTO: STIFTUNG LAGER SANDBOSTEL

Meinung einen Schuppen umbauen lassen. Der Sozialwissenschaftler glaubt, die Unterkunft lag in der Nähe des Friedhofs im Ummel oder am Rande des Waldes. Dazu gibt es bisher keine genaueren Angaben. Zeiteugen, die sich an die Zwangsarbeiter erinnern, werden immer weniger.

Kriegsgefangene wohnen damals in den Dörfern auch direkt auf den Bauernhöfen. Zumeist bekommen sie auf den Höfen vernünftige Mahlzeiten. Die meisten Familien sehen sie als Knechte und Mägde an. Deshalb lassen sie sie oft auch am gleichen Tisch essen, trotz der Gefahr, angezeigt zu werden. Doch das soll nicht über die elende Lage der meisten Russen hinwegtäuschen. Im Reichsgebiet sterben vom Oktober 1941 bis Sommer 1942 rund 250 000 sowjetische Kriegsgefangene an Entkräftung, Krankheiten und brutaler Behandlung. Insgesamt kommen von den 3,5 Millionen Rotarmisten, die bis Februar 1942 in Gefangenschaft geraten sind, zwei Millionen in deutschen Lagern um.

Durchschnittlich 80 bis 90 Prozent aller Kriegsgefangenen befinden sich im Arbeitseinsatz. Sie sind auf Tausende von „Arbeitskommandos“ verteilt, die organisatorisch den Stammlagern zugeordnet sind. Zudem gibt es mobile Bau- und Arbeitsbataillone als selbstständige Einheiten, deren Einsatzorte wechseln. In Niedersachsen befinden sich bis zu 150 000 Kriegsgefangene gleichzeitig im Arbeitseinsatz in der Land- und Forstwirtschaft, in Betrieben und Fabriken oder bei Bauarbeiten.



Ein Kreuz auf dem kleinen Friedhof im Wald Ummel erinnert an die russischen Soldaten.

heit gestorben sind. Auf Sergej Komows Personalakte ist als Todesursache „Lungenentzündung“ vermerkt. Sperling kennt Personalakten, auf denen Wehrmacht-Soldaten „erschossen“ angaben. Und er weiß von acht weiteren toten Russen zu berichten, die nach dem Arbeitseinsatz im Ummel entkräftet in Zeven verstorben sind. Sie liegen dort auf dem Friedhof.

Die vier Männer und ein weiterer Gefangener haben ihre letzte Ruhe im Ummel gefunden. Für mindestens drei von ihnen, das wissen Alteingesessene, seien einfache Holzkisten als Sarg angefertigt worden. Um den kleinen entlegenen Friedhof kümmern sich nach Kriegsende liebevoll zwei Frauen aus dem Dorf. Eine der beiden hat selbst ihren Sohn auf dem Schlachtfeld verloren. Sie bringen Blumen, pflanzen Sträucher und harken die fünf Erdhaufen. Sie fühlen sich verantwortlich für diesen Ort der Stille. Heute pflegt ein Hepstedter, der sich auch um den Friedhof im Ort kümmert, das eingezäunte Grundstück im Wald. Die Gemeinde repariert in all den Jahren immer wieder den morschen Zaun und das Holz-Kreuz, das nicht selten zerstört wird oder verschwindet. Im Jahr 2000 lässt sie ein steinernes Kreuz aufstellen. Auch bekommt jedes Grab eine feste Umrandung. Jedes Jahr zum Volkstrauertag erhalten sie ein Moosgebinde.

In all den Jahrzehnten empfinden immer wieder Einheimische das Bedürfnis, die Identität der Toten im Wald klären zu lassen. Sie wenden sich an Behörden, an den DRK-Suchdienst und ermitteln im Kirchenbuch. Die Suche bleibt ohne Erfolg.

Sieben Jahrzehnte lang liegen die Leichen anonym im Wald. Jetzt weiß man, wie sie heißen. Wer der fünfte Tote ist, ist noch ungeklärt. Ronald Sperling ist es wichtig, dass die vier Namen auf dem Friedhof zu lesen sind. Das Anliegen würde Hepstedts Bürgermeister Werner Meyer unterstützen, wenn man davon ausgehen könne, sagt er, dass es sich bei den Genannten tatsächlich um die Toten handele. „Bislang waren es unbekannte Soldaten.“ Auch Meyers Vorgänger Gerhard Meurer und Meyers Stellvertreter Hermann Vehring sprechen sich dafür aus, ein Schild mit den Namen aufzustellen. Für einen besseren Zugang zur Trauerarbeit, sagt Ratsmitglied Vehring.

Orte der Erinnerung

Dauerndes Ruherecht für NS-Opfer

Friedhöfe und Grabstätten für Opfer des Nationalsozialismus sind zentrale Orte der Gedenkstättenarbeit und Erinnerungskultur. In Niedersachsen gibt es mehr als 1000 Friedhöfe und Grabstätten für die Opfer der NS-Herrschaft. „Die Toten haben laut Gesetz über die Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft dauerndes Ruherecht“, so die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten. Die Zahl der auf diesen Kriegsgräberstätten Bestatteten betrage weit über 200 000. Die genaue Zahl sei bis heute unbekannt, ebenso die Identität der meisten Opfer.

Die größten Friedhöfe mit bis zu 50 000 Toten befinden sich nach Angaben der Stiftung in der Nähe der früheren Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlager und auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen-Belsen. Kleinere Gräberfelder und Einzelgräber vor allem für ausländische Zwangsarbeiter finden sich auf vielen kommunalen Friedhöfen.

Aktuelle öffentliche Auseinandersetzungen über vergessene Opfergruppen, Gedenktafeln und Mahnmale offenbaren laut Stiftung niedersächsische Gedenkstätten die schwierige Suche nach angemessenen Formen des Gedenkens. Sie machten deutlich, dass die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit noch nicht abgeschlossen sei.

Nähere Informationen gibt es im Internet unter www.gedenkstaettenfoerderung.stiftung-ng.de.